Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 77 (1997)
Heft: 10

Rubrik: Dossier : Jeremias Gotthelf

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Werner Stauffacher, geboren 1921 in Buchs SG, Studium in Genf, Dr ès Lettres 1950. 1953–1986 Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität Lausanne. Mitherausgeber der Gesammelten Werke Carl Spittelers im Artemis-Verlag (1947–1958). Verfasser einer grossangelegten Spitteler-Biographie (1972). Gründungspräsident der Internationalen Alfred-Döblin-Gesellschaft (1983–1993) und Organisator Internationaler Alfred Döblin-Kolloquien (1980–1983); Mitherausgeber von Döblins ausgewählten Werken in Einzelbänden im Walter-Verlag (1988–1996); erste kritische Ausgabe von Berlin Alexanderplatz (1996).

Christlicher Widerspruch

Jeremias Gotthelfs Widerstand gegen das radikaldemokratische Staatsmodell von 1848

Selten wird die Frage gestellt, welches die tieferen Gründe für Gotthelfs Kritik am «Zeitgeist» und an der Umgestaltung der schweizerischen politischen Verhältnisse in den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts waren, und noch seltener wird versucht, seinen Argumenten ein angemessenes Verständnis entgegenzubringen. Wie steht es in Wirklichkeit mit der Verwandlung des unruhigen und aufbegehrenden, liberalen Vikars Albert Bitzius zum angeblich konservativen, fortschrittsfeindlichen Polemiker und Autor von Romanen wie «Zeitgeist und Bernergeist»?

Der gemeinsame Nenner für die Haltung des jungen wie des älteren *Gotthelf* ist wohl in seiner Auffassung vom Wesen des Christentums und von dessen Bedeutung für die geschichtliche Welt zu suchen. *Gotthelf* hat sich in seiner Jugend zwar, wie er gelegentlich selber bekennt, den zeitgenössischen Bestrebungen einer rationalistischen Theologie geöffnet, er hat sich jedoch auf die Dauer nicht von einer fundamental christlichen Glaubenshaltung abdrängen lassen.

Gott ist der Ausgangs- und Angelpunkt dieses Denkens, wobei dem Pfarrer und Schriftsteller *Gotthelf* der Schöpfer- und Vatergott augenscheinlich nähersteht als der am Kreuz für die sündige Menschheit sterbende Erlöser. Es geht *Gotthelf* zwar immer um die Menschen, die in seine Verantwortung gegeben sind. Diese Verantwortung aber wird von Gott her getragen. Gesellschaft und Staat sind nicht autonome Räume, über die der Mensch nach Belieben verfügt; sie sind unter das göttliche Grundgesetz gestellt und von hier aus zu ordnen.

Der göttliche Auftrag wendet sich dabei an den Einzelnen. Er erfüllt sich in dessen Handeln. Kein Wunder, wenn *Gotthelf* der Erziehung entscheidende Bedeutung beimisst und dem grossen Pädagogen *Heinrich Pestalozzi* unbegrenzte Verehrung entgegenbringt, dass er ihm in seinen Schriften eine konkurrenzlose Vorbildstellung einräumt und, wo er ihn nennt, hymnische Tönen anschlägt:

«*Pestalozzi war der Hochbegabte, der das Wehen dieses* (d. h. des heiligen) *Geistes vernahm, der ihn bei Namen nannte, der in seinem Namen der Kinderwelt sich hingab, um aus der Kinderwelt heraus Münster, Klöster, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende. Er erkannte es so recht innig und begeistert, wie Simeon im Tempel in der Maria Sohn das Heil der Welt erkannte, dass in den Kindern das Heil der Welt liege, dass sie wie Engel Gottes herabsteigen in unser Leben, bittend, dass wir sie aufnehmen, das Himmelreich mit ihnen teilen, es ihnen bewahren möchten, dass sie die wahren Tempel seien, in denen wir uns entsündigen, heiligen könnten. Begeistert sprach er aus seine Erkenntnisse, mit ganzem Herzen und ganzem Gemüte drang er in diesen Tempel und ward Hoherpriester in demselben. Und mit Erstaunen vernahm man seine Rede: sie drang übers Meer hin, Könige horchten auf, und Gelehrte vergassen mit ihm zu zanken. Von Erziehung tönte die Welt wider.*[1]»

Die Armut an der Wurzel packen

Während *Jeremias Gotthelf* das aufklärerisch-*rousseauistische* Erbe *Pestalozzis*

1 Die Armennot (1838/1851), S. 417. Wir zitieren nach der von Walter Muschg herausgegebenen und kommentierten Ausgabe Jeremias Gotthelfs Werke in zwanzig Bänden (Basel 1948–1963). In dieser Ausgabe ist Die Armennot im Band 20 (Vermischte Schriften) untergebracht.

eher fernlag, so verband sich ihm doch die pädagogische Problematik des «Emile» mit der politischen des «Contrat social» in dem Sinne, dass Erziehung für ihn nicht auf die private Sphäre beschränkt bleibt, sondern in die soziale und politische Dimension hineinreicht. Das zeigt sich deutlich in seinem Essay über die «Armennot» von 1838. Hier überrascht den an sozialpolitische Analysen und sozialstaatliche Eingriffe gewöhnten heutigen Leser, dass *Gotthelf* die Armenfrage nicht in erster Linie von der materiellen Seite angeht und sie auf politischen Wegen mit finanziellen Mitteln zu lösen versucht, sondern dass er sie beinahe ausschliesslich unter dem Gesichtspunkt einer erzieherischen Aufgabe betrachtet und damit resolut unter das Zeichen *Pestalozzis* stellt. Es geht ihm offensichtlich darum, das Übel an der Wurzel zu fassen. So geht er weniger auf die Linderung der bestehenden Not ein als auf die zukünftigen Gefahren, die der Gesellschaft angesichts der mit der fortschreitenden Industrialisierung und ihren sozialen Umschichtungen verbundenen zeitgenössischen Pauperisierung drohen. Überlässt man die Kinder armer Eltern ihrem Schicksal, so wird sich die Armut wie eine Krankheit ungehemmt in die nächsten Generationen hinein fortsetzen und verbreiten. Dabei hat *Gotthelf* natürlich von Anfang an sein Projekt einer Anstalt für arme Knaben im Auge, wie er es selber in der Anstalt Trachselwald verwirklicht hat. Man wird ihm jedenfalls nicht vorwerfen dürfen, sich mit billigen Theorien aus der Verantwortung gestohlen zu haben.

Gotthelf war sich sehr wohl bewusst, dass mit diesem sozialpädagogischen Zugriff nicht alles gesagt war, was sich zur damaligen Lage der Armen sagen liess, geschweige denn, dass er vorgab, das Problem, das er wie wenige in seiner ganzen moralischen und politischen Bedeutung erkannte, mit seinen Ausführungen und Vorschlägen schon gelöst zu haben. Wir wissen, dass es trotz allen Anstrengungen weder im 19. noch im 20. Jahrhundert gelöst worden ist, ja wir sehen uns inzwischen vor die Frage gestellt, ob wir uns die bisherigen sozialstaatlichen Aufwendungen weiterhin leisten können.

Dem grundlegenden Deutungs- und Lösungsansatz sozialer Nöte, den er in seinem Essay von 1838 darlegt, ist *Gotthelf* im weiteren Verlauf seines Lebens und Schaffens nicht untreu geworden. Abgesehen von seinem unablässigen persönlichen Einsatz für die Lösung der sozialen Probleme seiner Umwelt lassen seine Romane und Erzählungen auch nach dem Schulmeisterroman immer wieder die Bedeutung des erzieherischen Faktors erkennen.

Gotthelf geht weniger auf die Linderung der bestehenden Not ein als auf die zukünftigen Gefahren, die der Gesellschaft angesichts der mit der fortschreitenden Industrialisierung und ihren sozialen Umschichtungen verbundenen zeitgenössischen Pauperisierung drohen.

Was sich mit der Zeit ändert, ist der Raum, den *Gotthelf* in seinen Schriften nach 1845 den spezifisch politischen Verhältnissen seiner Heimat einräumt und der betont kritische Blick, mit dem er die mit dem Sieg der radikalen Partei auf kantonaler und eidgenössischer Ebene zur Herrschaft gelangten Kreise bedenkt. Dabei begnügt er sich nicht mit der Anprangerung der moralischen Defizite von Einzelnen und von Gruppen, wie er sie etwa in den «Erlebnissen eines Schuldenbauers» (1854) für das Unglück und den sozialen Niedergang einer Bauernfamilie angesehener Herkunft verantwortlich macht und teilweise mit dem herrschenden politischen Radikalismus in Verbindung bringt. In seinem grossen Roman «Zeitgeist und Bernergeist» (1852) stellt er das geistige Fundament des herrschenden politischen Radikalismus, so wie er es erkannt zu haben glaubt, in Frage und bringt sein Urteil entweder direkt oder in den aufschlussreichen Gesprächen zwischen den Exponenten der neuen Ordnung und dem Vertreter der von *Gotthelf* selber als wesentlich erkannten Werte, einem angesehenen Bauern, zum Ausdruck.

Fragwürdiger Rechtsstaat

Es geht um nichts weniger als um die Frage nach der Stellung des Menschen in der Welt, sowie um Begriffe wie *«Natur»* und *«Recht»*. Der radikale *«Regierer»* behauptet im Stil der Junghegelianer kurzerhand, der Mensch sei Gott[2]. Dementsprechend erscheinen ihm und seinen Freunden die Existenz einer christlichen Kirche und der Einfluss der Pfarrer auf die Bevölkerung als Überrest einer vergangenen Zeit:

«Das ist nur die halbe Freiheit, wenn man leiblich frei ist und die Aristokratie auf der Seite hat. Sie ist eigentlich nichts wert, solange man nicht ganz frei ist und das Pfaffentum noch auf dem Nacken hat, solange man nicht geistig frei ist, den Geist

2 Zeitgeist und Bernergeist, Band 12, S. 219.

sich binden lässt durch alte Märlein und sein Gutdünken durch Gesetze, welche durchaus ohne Grund und Boden, welche durchaus nicht rationell sind. Es gibt für rechte Gesetze keinen andern Boden als die Natur, und nur die Gesetze sind rational, welche auf die Natur gegründet sind, das ist das wahre Naturrecht, und dabei lässt sich einzig vernünftig leben, sonst gar nicht.» (S. 216)

Die Verlässlichkeit einer ausschliesslich auf die Natur gegründeten menschlichen Ordnung wird von dem Bauern *Ankenbenz*, der *Gotthelfs* Standpunkt auf seiner Ebene und in seiner Sprache vertritt, mit drastischen Worten bezweifelt:

«Auf das ‹Naturgemäss› könne er sich nicht verstehen, aber wenn es das bedeuten solle, dass jeder machen dürfe, was ihn ankomme, so halte er nicht viel auf dem, die Hunde machten es so und die Schweine, mit denen zähle er sich doch nicht gerne zusammen, da hülf er auch einen Unterschied machen. Daneben habe er nichts dawider, es gebe Menschen, welche ein solches Leben führten, besonders in dieser Zeit, aber was die Leute auf ihnen hielten, könne man hören, und was solches Leben für einen Austrag nehme, werde man sehen.» (S. 217)

Dass es *Gotthelf* bei alledem wesentlich um die Erhaltung des Rückbezugs alles Menschlichen auf die göttliche Ordnung geht, zeigt sich in seinen kritischen Bemerkungen zum Gerede vom sogenannten *«Rechtsstaat»*. Dieser Begriff ist ihm als Ausdruck eines vom göttlichen Gesetz abgekoppelten menschlich autonomen Ordnungsprinzips verdächtig, wobei er hinter dem prätendierten «Recht» statt der angestrebten Gerechtigkeit vor allem den wachsenden und seiner Ansicht nach verhängnisvollen Einfluss der Juristen und Advokaten sieht:

Dass es Gotthelf bei alledem wesentlich um die Erhaltung des Rückbezugs alles Menschlichen auf die göttliche Ordnung geht, zeigt sich in seinen kritischen Bemerkungen zum Gerede vom sogenannten «Rechtsstaat».

Jeremias Gotthelf. Bildnis von Johann Friedrich Dietler (1844). Bern, Burgerbibliothek

«Gegenwärtig ist ein kindisches Renommieren an der Tagesordnung, ein sich Schämen alles Christlichen, daher die dumme Rednerei, kein christlicher, sondern ein Rechtsstaat sein zu sollen. Darunter kann man nicht verstehen einen Staat, wo Recht und Gerechtigkeit herrschen. Denn wo sind diese, wo man nicht mehr christlich sein will, und wo sind sie in den Ländern zu finden, die sich als Rechtsstaaten proklamiert haben? Das kann nichts anders heissen sollen als ein Staat, voll Rechtsgelehrte und Rechtshändel! (...) Und trotz allem Geplapper von Rechtsstaat sind wir doch eigentlich ein Gottesstaat geblieben und gottlob, dass wir es geblieben sind. Gottlob, der Grundsatz herrscht trotz allen Namen dem Wesen nach noch unter uns, alle Obrigkeit sei von Gott, aus Gottes Gnaden, und alle Ordnung sei von Gott, sei in seinem Namen und unter der Verantwortung gegen ihn zu verwalten.» (S. 110)

Es kann nicht fehlen, dass *Gotthelf* sich in diesem Zusammenhang auch zum Problem der Armut erneut äussert. Schon in einer erweiterten Fassung seines Essays über die Armennot (1851) hatte er nachdrücklich auf die Notwendigkeit einer dezidiert christlichen Behandlung dieser wie aller andern gesellschaftlichen Fragen hingewiesen:

«Wir können ebenso wenig glauben, dass ein Staat nicht christlich regiert werden könne, als wir glauben, unchristliches Zeug und unchristliches Wesen könnten irgendwie und in irgendeinem Zweige das wirkliche Wohl eines Staates nicht bloss scheinbar, sondern dauernd fördern, so wenig als wir glauben, der Bauer, welcher den Andern um hundert Taler betrügt, habe von diesem Betrug einen wirklichen, dauernden Nutzen bis ins dritte und vierte Geschlecht. Also hier werde angefangen; ein christliches Heer Soldaten und Beamteten, christliche Finanzen und christliche Schulen, höhere und niedere, eine christliche Justiz, eine christliche Politik, eine christliche Verwaltung, ein christliches Leben, das ist der Hauptschritt zur Bekämpfung des Notstandes, zur Bekehrung des Proletariats.» (S. 474)

Eine derartige grundlegende Ermahnung schien ihm im Kontext der bernischen Verhältnisse nach dem Umschwung von 1846 offenbar unumgänglich. Gegen die von radikaler Seite vertretene Forderung nach einer zentralstaatlichen, d.h. kantonalen Lösung der Armenfrage anstelle der traditionellen kommunalen Ordnung, deren Problematik er allerdings auch nicht verkannte, meldet er seine grundlegenden Bedenken an. Wieder benützt er *Ankenbenz* als Sprachrohr. Im Gespräch mit seinem Freund *Hunghans*, der sich von den neuen Ideen hat verführen lassen, dessen Familie deswegen der Auflösung entgegengeht und dessen Stand als angesehener Bauer augenscheinlich auch materiell bedroht ist, leistet *Benz* Widerstand gegen den gedankenlosen Etatismus, dem sich *Hunghans* hinzugeben bereit ist. Er lehnt es ab, an einer Versammlung teilzunehmen, an der die Aufhebung sämtlicher kommunaler Steuerlasten, einschliesslich der gesetzlichen Abgabe für die Ortsarmen, gefordert werden soll. *Hunghans* begreift nicht, dass sein Freund sich davon distanziert:

«Es ist hauptsächlich von wegen den Zehnten und Bodenzinsen, und dass man nichts mehr von den Armen wolle. Jetzt zahlst am meisten Zehnten in der Gemeinde, hast einen schweren Bodenzins, und für Armentellen machst es mit hundert Gulden nicht, und du wolltest nicht helfen das alles wegmachen?» (...) *«Und dann, wenn das alles weg ist, was dann?» frug Benz. «Was dann», frug Hans, «was dann? He, dann ists weg, dann brauchen wir es nicht mehr zu bezahlen.» «Aber wer zahlt den Staat, der muss doch unterhalten sein? Die Regierung braucht allweg Geld, du magst es einrichten, wie du willst. Kommen die Zehnten und Bodenzinse weg, so kommt was anderes an ihren Platz, und die Armen wirst nicht totschlagen wollen, die habt ihr ja allezeit bei euch, heisst es», sagt Benz. «Die Armen übernimmt der Staat», sagte Hans.»* (S. 184)

Eine derartige Kurzschlusslösung steht allem entgegen, was *Gotthelf* seit einem Vierteljahrhundert auf sozialpolitischem Gebiet angestrebt hat. Nicht nur wegen der zu erwartenden, von *Ankenbenz* beiläufig erwähnten Reibungsverluste, die jedem Zentralisieren eigen sind, sondern wegen der grundlegenden Vorbehalte *Gotthelfs* gegenüber jeder Übertragung von Verantwortung des Einzelnen zu Lasten des Staats.

Wenn Gotthelf die unbestreitbaren Vorteile, die sich mit der bundesstaatlichen Ordnung von 1848 verbanden, nicht gebührend anerkennt, so tut er es, weil er von seinem Standpunkt aus einem dem christlichen Weltbild entfremdeten, dem aufklärerischen Denken und den Ideen der Französischen Revolution rückhaltlos verpflichteten Zeitgeist misstraut.

Gotthelfs geistiger Bruder: Alexandre Vinet

Gotthelf erscheint hier als unbequemer Mahner zu einer Zeit, als die heute sichtbaren Auswirkungen eines bürokratischen Zentralismus noch nicht zu erkennen waren. Wenn er in bisweilen ungerechter, jedenfalls karikierender Weise Kritik übt und die unbestreitbaren Vorteile, die sich mit der von der radikaldemokratischen Partei durchgesetzten bundesstaatlichen Ordnung von 1848 verbanden, nicht gebührend anerkennt, so tut er es nicht, weil er alt und müde geworden oder verbittert wäre, sondern weil er von seinem Standpunkt aus einem dem christlichen Weltbild entfremdeten, dem aufklärerischen Denken und den Ideen der Französischen Revolution rückhaltlos verpflichteten Zeitgeist misstraut.

Prinzipielle Fortschrittsfeindlichkeit kann man ihm nicht vorwerfen, weder auf sozialem und wirtschaftlichem noch auf kulturellem Gebiet. Man weiss, wie vehement er sich zeit seines Lebens für die Verbesserung der Volksschulen eingesetzt hat, wie drastisch er die Dumpfheit und altväterische Unbeweglichkeit vieler Menschen seiner ländlichen Umgebung darstellt, wie er die Quacksalberei bekämpft und für eine rationale Gesundheitspflege plädiert. Und man wird nicht vergessen dürfen, dass er mit seinem Roman «Die Käserei in der Vehfreude» für eine fortschrittliche Milchverwertung eintritt, ja dass er es gelegentlich unternimmt, die Ängste der einfachen Landbevölkerung vor der fortschreitenden maschinellen Textilverarbeitung zu beruhigen.

Man wird überdies gut tun, den «Fall Gotthelf» nicht als isoliertes, ausschliesslich von individuellen und lokalen Gegebenheiten bestimmtes Faktum zu behandeln. Eine besonders interessante Parallele zu *Gotthelfs* Verhalten dem politischen Radikalismus gegenüber bietet der waadtländische Theologe und Schriftsteller *Alexandre Vinet*. Im gleichen Jahr wie *Gotthelf* geboren, nach langjähriger Tätigkeit in Basel Professor für praktische Theologie an der Universität Lausanne, stellte er sich den Übergriffen der radika-

len Kantonsregierung unter der Führung von *Druey* auf den kirchlichen Bereich resolut entgegen, schloss sich der Protestbewegung einer grossen Zahl von Pfarrern an, wurde wie diese abgesetzt, was schliesslich zur Bildung einer vom Staat unabhängigen «Eglise libre» führte, die sich während mehr als hundert Jahren neben der Landeskirche behauptet hat. Eine derartige Entwicklung war *Gotthelf* erspart. Es blieb bei seiner Entlassung als Schulkommissär. Dass sich zwei so verschieden geartete Persönlichkeiten wie *Jeremias Gotthelf* und *Alexandre Vinet* aufgrund ihres christlichen Gesellschaftsverständnisses gleichzeitig so kritisch zum radikalen Regiment verhielten, lässt aufhorchen.

Es stellt sich die Frage, ob sich bei *Vinet* wie bei *Gotthelf* ein grundlegender Widerspruch zwischen einem dezidiert christlichen und einem laizistischen Gesellschafts- und Staatsmodell äussert, ob sich, anders gesagt, das theozentrische Weltbild, wie es im Wesen der drei Religionen des Buches – Judentum, Christentum, Islam – angelegt ist, mit der Anthropozentrik, wie sie sich seit dem 18. Jahrhundert in Europa und Amerika immer entschiedener, und zwar bis in die christlichen Kirchen hinein, durchgesetzt hat, verträgt.

Derartige Zweifel sind seit 200 Jahren verdrängt, ja unter dem Eindruck angeblich christlicher, in Wirklichkeit autoritärer, ja totalitärer Gesellschafts- und Staatsexperimente faschistischer Ausprägung schliesslich diskreditiert, ja tabuisiert worden. Die französische Philosophin *Nayla Farouki* hat sie in ihrem Buch «La Foi et la Raison. Histoire d'un malentendu» (Paris 1996) kürzlich im Blick auf die grossen monotheistischen Religionen eindrücklich formuliert. Ausgehend von der Bemerkung, dass wir *«völlig verlernt haben, die Dinge in theozentrischer Perspektive zu sehen»* (S. 195), hält sie fest, dass theozentrisches Denken es ablehnt, *«eine absolute transzendentale Einheit vom Typ des ‹Etat-Nation› – des Zentralbegriffs der Französischen Revolution – zu konstruieren»* (S. 220). In theozentrischer Optik *«basiert der Wert des Kollektivs ausschliesslich auf dem Wert der ihm angehörenden Einzelpersonen, während der griechische Polis-Begriff und die von der Aufklärung entwickelten Begriffe wie eben der eines ‹Etat-Nation› oder eines ‹Contrat social› die Frage der Person zugunsten eines Gesellschaftskonstrukts vernachlässigen»*.

Gotthelfs christlicher Widerstand gegen das radikaldemokratische Staatsmodell dürfte sich ohne grosse Mühe in die von *Nayla Farouki* aufgezeigte Perspektive eingliedern lassen, obwohl *Gotthelf* selber sich theoretischer Erörterungen weitgehend enthalten hat. Es ist durchaus möglich, dass uns die Probleme, vor die sich die modernen Industriegesellschaften auf wirtschaftlicher wie auf politischer Ebene heute gestellt sehen, zum Überdenken von lange Zeit nicht mehr hinterfragten Gewissheiten führen, wobei auch *Gotthelfs* antiradikale Kritik eine Neubewertung finden könnte. ✦

Dass sich zwei so verschieden geartete Persönlichkeiten wie Jeremias Gotthelf und Alexandre Vinet aufgrund ihres christlichen Gesellschaftsverständnisses gleichzeitig so kritisch zum radikalen Regiment verhielten, lässt aufhorchen.

Wer übernimmt Patenschaftsabonnemente?

Immer wieder erreichen uns Anfragen von Lesern oder Einrichtungen (zum Beispiel Bibliotheken), welche die Schweizer Monatshefte aus finanziellen Gründen nicht regelmässig beziehen können. Es ist uns nicht möglich, alle Wünsche zu erfüllen. Deshalb sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Unser Vorschlag: Übernehmen Sie ein Patenschaftsabonnement der Schweizer Monatshefte für Fr. 89.– (Ausland Fr. 110.–). Rufen Sie uns bitte an. Wir nennen Ihnen gerne Interessenten. Sie können uns auch einfach die diesem Heft beigefügte Geschenk-Abo-Karte mit oder ohne Nennung eines Begünstigten zusenden. Vielen Dank!

Unsere Adresse: Schweizer Monatshefte, Administration, Vogelsangstrasse 52, 8006 Zürich
Telefon 01/361 26 06, Telefax 01/363 70 05

Michael Andermatt, geboren 1956, studierte von 1976–1983 Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Allgemeine Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität Zürich. Promotion zum Dr. phil. I 1986 an der Universität Zürich, Habilitation 1995 ebenda. Nach Assistenz und Oberassistenz an den Universitäten Zürich und Genf seit WS 1995/96 Privatdozent für Neuere deutsche Literaturwissenschaft am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Verschiedene Forschungsschwerpunkte in der Literatur um 1800, der Schweizer Literatur des 19. Jahrhunderts und der Deutschsprachigen Literatur im interkulturellen und intermedialen Austausch mit französisch- und englischsprachigen Ländern sowie in Roman und Romanepik von Realismus und Moderne.

Jeremias Gotthelf als Volksschriftsteller: «Dialektik der Aufklärung»

Das Werk des Berner Pfarrers Albert Bitzius hat einen pädagogischen Anspruch. Gelesen wird es aber eher wegen seines «Realismus». Der Beitrag erläutert die beiden Seiten von Gotthelfs Werk mit Horkheimer/Adorno im Rahmen einer «Dialektik der Aufklärung».

Gotthelf verstand sich immer als Volksschriftsteller[1]. Er wollte die Leute mit seinen Erzählungen und Romanen belehren. Im Vorwort seines ersten Romans *Der Bauern-Spiegel* (1836) formulierte *Gotthelf* das Programm, das letztlich für sein gesamtes Schaffen richtunggebend sein sollte: *«Grüß Gott, liebe Leute, und zürnet nüt! Eine Gabe bringe ich euch dar, nehmt sie auf, wie sie gegeben ist, treuherzig. Ein Spiegel ists, doch nicht ein gemeiner, in dem ein jeder ein schönes Gesicht zu sehen glaubt, weil er das eigene erblickt. Mein Spiegel zeigt euch die Schatt- und nicht die Sonnseite eures Lebens, zeigt also, was man gewöhnlich nicht sieht, nicht sehen will. Er zeigt euch dieses nicht zum Spott, sondern zur Weisheit.* (I, 378)[2]

Mit diesem Programm reihte sich der Pfarrer von Lützelflüh in die literarische Tradition der Schweizer Volksaufklärung ein[3]. *Gotthelfs* Bauerngeschichten wollen *«das Erbe von Vernunft, Aufklärung und ökonomischer Reform»*[4] weiterführen. Sie tun dies in Kombination mit einer christlich-religiösen Grundhaltung, die dann im Verlaufe des 19. Jahrhunderts mit dem säkularisierten Fortschrittsdenken zunehmend in Widerspruch geriet. In *Gotthelfs* Selbstverständnis indes bilden Aufklärung und Christentum noch keinen Gegensatz. Als protestantischer Pfarrer glaubte er im aufgeklärten bürgerlichen Liberalismus das christliche Erbe fortsetzen zu können. Seine Romane und Erzählungen propagieren deshalb ein gottgefälliges Leben in Arbeit und Entbehrung. *Gotthelf* bezieht sich in volkserzieherischer Absicht auf Tugenden, welche die protestantische Ethik *(Max Weber)* mit dem Denken der Aufklärung vermitteln[5]. Sein Schreiben verstrickt sich dabei aber unversehens in jene Probleme, die *Horkheimer/Adorno* in ihrer «Dialektik der Aufklärung» erörtert haben[6].

Aufstieg zur «Respektsperson»

Ein Blick auf die Erzählung *Der Besenbinder von Rychiswyl* (1852) mag verdeutlichen, in welchem Sinne *Gotthelf* als Volksaufklärer zu verstehen ist.

Der Text ist weitgehend eine Exempelerzählung. *Gotthelf* führt mit seinem Besenbinder exemplarisch vor, wie ein regulierter Affekthaushalt die solide Basis für Arbeit und Reichtum bildet. Schon das im Titel genannte Handwerk macht in symbolischer Verdichtung deutlich, worum es dabei geht: Die in Form von Weiden- und Birkenreisern wild vor sich hin wuchernde Natur wird kultiviert, beschnitten, gebunden und zum Besen, zu einem Ordnung, Sauberkeit und Reichtum stiftenden Arbeitswerkzeug umfunktioniert. Genau so geht es *Gotthelfs* Protagonisten Hansli. Auch er wird kultiviert und zurechtgestutzt und erklimmt dabei die Karriereleiter vom mittellosen Halbwaisen zur allerorts geachteten *«Respektsperson»*. Was Hansli seinen Weg bestehen lässt, ist sein *«Fleiß»* und seine *«Frömmigkeit»* (XXI, 187) und zu guter Letzt eine unverhoffte Erbschaft von fünfzigtausend Talern, die ihm gar den Aufstieg in den Bauernstand ermöglicht. Die Erbschaft widerspricht nur scheinbar dem auf Arbeit und Entbehrung basierenden Fortschrittsmodell. Sie erscheint als gerechte Belohnung für Hanslis Fleiss und wird darüber hinaus zur letzten Bewährungsprobe. Hansli macht schliesslich gerade deshalb Karriere, weil er sich vom plötzlichen Geld in keiner Weise irritieren lässt, sondern sein arbeitsames Leben in gelassener *«Kaltblütigkeit»* (XXI, 184) einfach weiterführt.

Eine entscheidende Rolle für die Arbeitsdisziplin spielt bei *Gotthelf* das Verhältnis der Geschlechter. Bezeichnenderweise lobte *Gottfried Kellers* Nachruf von 1855 an *Gotthelfs* Werk vor allem die Darstellung von *«Wert und Heiligkeit der Arbeit, Ordnung und Ausdauer»* und in Verbindung damit die Gestaltung *«vorzüglich [der] Ehe, das Zusammenleben und -wirken von Mann und Frau, ihr gemeinschaftliches Arbeiten, Dulden, Hoffen, Sorgen und Genießen»*[7].

Wie *Keller* richtig erkannte, ist *Gotthelfs* Darstellung von Ehe und Familie ganz in Zusammenhang mit dem propagierten Arbeitsethos zu sehen. Liebe, Leidenschaft und die damit verbundene Körperlichkeit treten in *Gotthelfs* Ehen, sofern sie vorbildhaft wirken sollen, völlig hinter die praktizierte *«Heiligkeit der Arbeit»* zurück. Auch in dieser Hinsicht ist die Erzählung vom Besenbinder von Rychiswyl exemplarisch. Hanslis Heirat erst lässt ihn die vom aufklärerischen Fortschrittsdenken geforderte Disziplin aushalten und seinen mühevollen Weg bewältigen.

Die Rolle der Frau besteht dabei nicht nur darin, dass sie körperlich dem Mann bei der Arbeit hilft, sondern – und dies sogar in erster Linie – dass sie ihm über ihre seelische Zuwendung eine angenehme affektive Basis schafft, welche dann Arbeit und gemeinsames Fortkommen erleichtern. Alles weitere ergibt sich wie von selbst. So hält *Gotthelfs* Text für die Veränderung und Verbesserung nach Hanslis Heirat lakonisch fest: *«Hansli war ganz verwundert, wie gut er zweg kam mit einer Frau, und wie sein Geld sich mehrte. Er empfing ein Ackerli, die Mutter erlebte eine Geiß, als käme sie von selbst, und bald zwei.»* (XXI, 178)

Bezüglich der Kinder, die bei dieser ganz auf den Erwerb ausgerichteten Ehe dennoch nicht ausbleiben, hält der Text eine mechanisch anmutende Produktivität und dann eine sofortige Eingliederung in den Arbeitsprozess fest (vgl. XXI, 178). Der Satz, auf den die Passage folgerichtig zuläuft, lautet: *«Und mit den Kindern war der Segen da, je mehr Kinder, desto mehr Geld.»* (XXI, 178) Kindersegen bedeutet Geldsegen, die Zunahme der Produktionsmittel steigert den Ertrag; von Affekten ist dabei kaum die Rede. Entsprechend fremd bleiben dieser Ehe deshalb jede Art von Unruhe oder Krise, und so heisst es schliesslich: *«Hanslis Leben gestaltete sich [...] glatt und eben, die Tage folgten einander ungefähr wie die Wellen im Fluß, eine von der anderen kaum zu unterscheiden.»* (XXI, 178)

In der Bekämpfung transformiert sich die ursprüngliche Lust, die nicht stattfinden darf, zur neuen Lust von Strafe und Qual.

Diese späte Erzählung *Gotthelfs* von 1852 praktiziert volksaufklärerische Propaganda nahezu im klassischen Sinne. Der Aufstieg sozial benachteiligter Existenzen zu wohlhabenden und angesehenen Bürgern durch verinnerlichte Tugendhaftigkeit und durch unermüdlichen Arbeitseifer ist das zentrale Thema der Beispielromane der Volksaufklärung überhaupt[8].

Mühen und Entbehrungen

Gotthelfs Werk verfügt nun freilich neben dem volkserzieherischen Anspruch noch über eine ganz andere Seite. Die *«Schule der Vereinheitlichung»*, als die *Horkheimer* und *Adorno* die aufgeklärte Vernunft charakterisierten, ist bei *Gotthelf* der *«wuchernden Vieldeutigkeit»* der menschlichen Praktiken und Leiber keineswegs Herr geworden. Als *«höllische Unterwelt der bürgerlichen Gesittung»* setzt sich vielmehr immer wieder das «Andere der Vernunft» in Szene[9].

Gotthelfs Erzählen steht eigentlich unter dem Motto *«Per ardua ad astra»* (XXII, 193), wie er selber einmal formulierte. Das heisst, weit eher als die Erfüllung der propagierten Fortschrittsideale kommen die alltäglichen Mängel und Hindernisse zur Darstellung, die es zu bekämpfen und zu überwinden gilt. Der bäuerliche Lebensalltag dient *Gotthelf*, wie auch das eingangs zitierte Vorwort zum «Bauern-Spiegel» festhält, als Negativfolie und zeigt entsprechendes Fehlverhalten, aus dem sich seine Helden unter Mühen und Entbehrungen herauszuarbeiten haben.

Ein seltsames Paradox stellt sich dabei ein: Das *«Andere der Vernunft»* gerät im unerbittlichen Abwehrkampf zum übermächtigen Thema. Die propagierten Vernunftwerte dagegen erfahren daneben geradezu eine Marginalisierung. Verurteilte Sinnenlust und ungezügelte Affektäusserungen beanspruchen unversehens breiten Raum und üben in ihrer berückenden Repräsentation eine Faszination aus, die einem Erzählen, das im Namen der Vernunft antritt, eigentlich fremd und ver-

boten sein müsste. *Gottfried Keller* kommentierte im Blick auf die Position des *«soliden gesetzten geistlichen Herrn»* deshalb maliziös:

«sobald er aber die Feder in die Hand nimmt, führt er sich so ungebärdig und leidenschaftlich, ja unanständig auf, dass uns Hören und Sehen vergeht.[10]*»*

Die sexuelle Freizügigkeit steht analog zum unmässigen Branntweinkonsum.

Wider den Genuss

Besonders deutlich zum Ausdruck kommt die angesprochene Problematik in *Gotthelfs* früher Erzählung *Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen* (1838). Klar markiert ist wiederum die volkserzieherische Absicht des Textes, denn es handelt sich bei ihm um eine Schrift zur Bekämpfung des Alkoholmissbrauchs. *Gotthelfs* Kritik zielt allerdings nicht nur auf den Alkohol, sondern auf genussorientierte, arbeitsabgewandte Lebensformen überhaupt. Was die fünf Titelheldinnen charakterisiert, ist die entschiedene Neigung, *«ein freies Leben [zu] führen»* (XVI, 30). Das heisst bei *Gotthelf*, man *«ißt und trinkt gerne gut und arbeitet so wenig als möglich»* (XVI, 22). Der leibliche Genuss, den die fünf jungen Frauen ungezügelt praktizieren, erstreckt sich dabei über das Kulinarische und Alkoholische hinaus auch auf die Sexualität. Schon in der Eingangsszene der Erzählung steht die sexuelle Freizügigkeit analog zum unmässigen Branntweinkonsum (vgl. XVI, 8 ff.).

Entgegen der deklarierten Absicht – laut Erzähler wird die Geschichte von ihm *«zur Warnungstafel törichter Eltern und leichtsinniger Mädchen»* (XVI, 49) erzählt – verliert das sinnliche Glück in seiner Repräsentation keineswegs die verbotene Faszination, sondern erzeugt sie vielmehr erst eigentlich. Es gehört wohl zur Gattung der Abschreckungserzählung überhaupt, dass sie in ihrer Darstellung zu propagieren riskiert, was sie eigentlich anprangern will. Beim Lesen von *Gotthelfs* Text jedenfalls kann man sich einem gewissen Voyeurismus kaum entziehen. Leserin und Leser werden im Detail mit den Lebensweisen der fünf Frauen vertraut gemacht. Über die Hälfte der Erzählung widmet sich ausführlichen Schilderungen einer Libertinage, deren Lust sich unverkennbar auf Erzähler und Lesende überträgt. Genussvoll wird gegessen, getrunken, geschäkert, geliebt, gespielt und gefeiert. Skandalisierte Neugier, Bewunderung und Faszination überwiegen in diesen Passagen eindeutig das verurteilende Element, das natürlich nicht fehlt, insgesamt aber eher wenig zu bewirken vermag.

Schliesslich kippt dann aber plötzlich die Geschichte und wird zum wahren Alptraum. Auf grässliche Weise werden die Ausschweifungen der fünf Sünderinnen bestraft. Jede von ihnen hat als Folge ihrer Zügellosigkeit körperliche und seelische Qualen zu erleiden, die in ihrer Grausamkeit die frühere Lust ex negativo aufnehmen und überbieten. Die erste der fünf Frauen fällt nach einem *«Magenbruch»* (XVI, 50) und rasenden Schmerzen in *«Wahnsinn»* (XVI, 51) und stirbt, nachdem sie der Autor über fünf Seiten an dieser Marter leiden liess, den Erfrierungstod in kalter Winternacht, woraus sie im Frühling als *«grausam schon entstellte»* (XVI, 54) Leiche noch einmal auftaucht. Die zweite wird über ein uneheliches Kind in Familienzwist und ruinöse Gerichtsverfahren verwickelt und stirbt nach neun Seiten erlittener Ängste, Streitereien und Qualen meineidig an einem selbstmörderisch wirkenden *«Blutsturz»* (XVI, 63). Die dritte gerät in die Hände eines dämonischen bäuerlichen Blaubarts und endet unter schauerlichen Schreien in einer Sturmnacht verbrüht in einem Topf kochender Wäsche. Die vierte führt eine liederliche Ehe, wird von ihrem Mann ununterbrochen geschwängert und fristet schliesslich mit erbärmlich vernachlässigter Kinderschar als *«gottlose Mutter»* (XVI, 77) unter qualvollen Krankheiten ein Leben, für das der ersehnte, zur Strafe aber ausbleibende Tod eine Erlösung wäre. Die fünfte scheint zum Schluss diese grässliche Serie zu durchbrechen, denn sie geht in kraftvollem Triumphieren durch alle Ausschweifungen und Gefahren hindurch. Aber auch sie wird von der unerbittlichen Strafe schliesslich eingeholt und erleidet – wenngleich als Heldin bewundert – in einer von Gewitter und Blitzschlag verursachten Brandnacht den Feuertod.

Was wir in den Qualen und Todesarten der fünf Frauen vor uns haben, erinnert – obwohl es die Zusammenfassung nur ungenügend zum Ausdruck bringt – in seinem Verhältnis von Vergehen und Strafe deutlich an das vormoderne Strafsystem,

wie es *Michel Foucault* als *«Fest der Martern»*[11] beschrieben hat. Das Ancien Régime praktizierte bekanntlich die unterschiedlichsten Strafen am Körper in Form von Verstümmelungen und Brandmarkungen sowie die verschiedensten Hinrichtungsarten wie Köpfen und Hängen, aber auch Rädern, Verbrennen oder Lebendigbegraben[12]. Wie *Foucault* ausführt, ist die öffentliche Vollstreckung der Strafe *«kein Schauspiel des Ebenmasses, sondern des Übergewichts und des Übermasses. [...] am Körper des Übeltäters sollte allen die entfesselte Gegenwart des Souveräns spürbar gemacht werden»*[13]. Dies alles scheint mir auf *Gotthelfs* Erzählung völlig übertragbar. Der strafende Souverän ist bei ihm freilich nicht mehr der Fürst, sondern Gott selbst. All die Qualen und die brutalen Tode der fünf Frauen erfolgen unmissverständlich als rächende Wiederherstellung der Ordnung im Namen Gottes, heisst es doch da: *«Gott drückte immer schwerer auf sie; er wollte, daß sie unter dem Drucke sich beugten vor ihm, daß sie aufschauten zu ihm.»* (XVI, 76)

Die Wandlung des Positiven ins Zerstörerische

Der Volkserzieher *Gotthelf* versucht mithin die aufklärerischen Werte der Affekt-

Es gehört wohl zur Gattung der Abschreckungserzählung überhaupt, dass sie in ihrer Darstellung zu propagieren riskiert, was sie eigentlich anprangern will.

[1] Belege dafür versammelt Ueli Jaussi: Der Dichter als Lehrer. Zur parabolisch-didaktischen Struktur von Gotthelfs Erzählen. Bern 1978 (Sprache und Dichtung NF, Bd. 25), S. 28 ff. – Zur Frage, inwiefern die Bezeichnung «Volksschriftsteller» auf Gotthelf zutrifft, vgl.: Eduard Strübin: Jeremias Gotthelf als «Volksschriftsteller». In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde. Vierteljahrschrift im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde hgg. von Ueli Gyr. Bd. 79, Basel 1983, S. 42–62.

[2] Vorrede zur ersten Auflage des *Bauern-Spiegel.* – Ich zitiere die Ausgabe: Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius): Sämtliche Werke in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbänden. In Verbindung der Familie Bitzius hg. von Rudolf Hunziker, Hans Bloesch, Kurt Guggisberg und Werner Juker. München / Bern: Eugen Rentsch Verlag 1911 ff., seit 1916 Erlenbach / Zürich. Zitate aus den 24 Hauptbänden sind mit römischer Bandnummer und arabischer Seitenzahl direkt im Text nachgewiesen.

[3] Vgl. Wolfgang Braungart: Aufklärungskritische Volksaufklärung. Zu Jeremias Gotthelf. In: Fabula, Zeitschrift für Erzählforschung Bd. 28, 1987, S. 185–226. – Zum Terminus «Volksaufklärung» sowie zu den Zielsetzungen der Volksaufklärer vgl. Holger Böning und Reinhart Siegert: Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1950. Bd. I, Holger Böning: Die Genese der Volksaufklärung und ihre Entwicklung bis 1780. Stuttgart 1990.

[4] Klaus Jarchow: Bauern und Bürger. Die traditionale Inszenierung einer bäuerlichen Moderne im literarischen Werk Jeremias Gotthelfs. Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris 1989 (Hamburger Beiträge zur Germanistik, Bd. 12), S. 187.

[5] Zu den aufklärerischen Tugenden vgl. Rudolf Schenda: Die Verfleissigung der Deutschen. Materialien zur Indoktrination eines Tugend-Bündels. In: Utz Jeggle / Gottfried Korff / Martin Scharfe / Bernd Jürgen Warneken (Hgg.): Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. Reinbek bei Hamburg 1986, S. 88–108.

[6] Max Horkheimer / Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main 1990 (Fischer Wissenschaft, Bd. 7404).

[7] Gottfried Keller: Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius). Erlebnisse eines Schuldenbauers. In: Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 9, 1. März 1855; Text wieder abgedruckt in: Gottfried Keller: Sämtliche Werke. Hg. von J. Fränkel u. C. Helbling. Bd. 22: Aufsätze zur Literatur und Kunst, Miszellen, Reflexionen. Bern 1984, S. 103–117, hier S. 104.

[8] Vgl. Jarchow, S. 207.

[9] Vgl. Hartmut Böhme / Gernot Böhme: Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants. Frankfurt am Main 1985 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 542). – Die genannten Zitate von Horkheimer und Adorno ebenda S. 17.

[10] Gottfried Keller: Jeremias Gotthelf: Die Käserei in der Vehfreude. Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. In: Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 76 / 77, 29. / 31. März 1851. Text wieder abgedruckt in: Gottfried Keller: Sämtliche Werke. Hg. von J. Fränkel u. C. Helbling. Bd. 22: Aufsätze zur Literatur und Kunst, Miszellen, Reflexionen. Bern 1984, S. 73–85, hier S. 76 f.

[11] Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Übersetzt von Walter Seitter. Frankfurt am Main 1977 (stw, Bd. 184), S. 44 ff. – Vgl. auch: Richard von Dülmen: Theater des Schreckens. Gerichtspraxis und Strafrituale in der frühen Neuzeit. München 1985.

[12] Vgl. von Dülmen, S. 7.

[13] Foucault, S. 65.

[14] «(...) denn die beherrschte, unterdrückte und durch Selbsterhaltung aufgelöste Substanz ist gar nichts anderes als das Lebendige, als dessen Funktion die Leistungen der Selbsterhaltung einzig sich bestimmen, eigentlich gerade das, was erhalten werden soll.» Horkheimer / Adorno, S. 2.

[15] Horkheimer / Adorno, S. 61.

[16] Vgl. Horkheimer / Adorno, S. 62.

und Triebregulierung zu propagieren, indem er dem Begehren der Leiber mit abschreckender Gewalt begegnet. Seine Gewaltphantasien aber, indem sie auf voraufklärerischen Strafformen einerseits und auf der Vorstellung eines alttestamentarischen Rächergottes andererseits basieren, greifen atavistisch genau auf jene Zivilisationsstufe zurück, gegen die sie sich eigentlich wenden. Die in der Strafe vollzogene Entfesselung der Affekte unterscheidet sich von der bekämpften Lust sogar durch Übermass und unverhohlene Destruktivität. In der Bekämpfung transformiert sich die ursprüngliche Lust, die nicht stattfinden darf, zur neuen Lust von Strafe und Qual.

Gotthelf widerfährt hier, was *Horkheimer/Adorno* in ihrer *Dialektik der Aufklärung* am Typus des Aufklärers überhaupt einklagen: «*Wider Willen treibt er dazu, das Positive, das er sich erwählte, in ein Negatives, Zerstörerisches zu verwandeln*»[14]. Weil Zivilisation sich als Überwindung der Natur konstituiert, schreitet sie auch zur «*Verleugnung der Natur im Menschen*»[15]. Dadurch jedoch, so *Horkheimer/Adorno,* ist das menschliche Subjekt gefährdet, mithin also genau jene Grösse, in dessen Dienst Aufklärung eigentlich geschieht[16]. *Gotthelfs* Repräsentation von Gewalt illustriert exemplarisch diesen Sachverhalt. Indem sie die aufklärerische Ethik mit Unterdrückungsformen verbindet, die dem Prozess der Zivilisation offenkundig zuwiderlaufen, schickt sie sich an, genau das zu zerstören, worauf sie eigentlich aus ist. ✦

SPLITTER

Sie war wirklich eine Irre, aber nicht von Geburt an. Sie war an dem Tag wahnsinnig geworden, als sie erfuhr, dass ihr Verlobter sie verliess. Er hatte ihr gesagt: «Nein, siehst du, ich glaube, es geht nicht; meine Eltern sind noch immer nicht einverstanden». Sie hatte ihn nicht wiedergesehen, er hatte das Land verlassen. Aber sie, sie sagte, er würde wiederkehren. Und seit jenem Tag wartete sie auf ihn. Sie sagte: «Morgen wird er kommen!» So waren schon drei Jahre vergangen, trotzdem blieb sie beharrlich den ganzen Tag lang an ihrem Fenster, wo sie ihn von weitem kommen sehen konnte; den Leuten sagte sie: «Natürlich erwarte ich ihn, er hat nur einen Spaziergang gemacht.» Und abends, beim Schlafengehen, und dann, wenn die Nacht verflossen war, fasste sie sich wieder in Geduld, gewann sie wieder Vertrauen, während die Jahre vergingen. So war sie sechsundzwanzig, siebenundzwanzig, achtundzwanzig Jahre alt geworden. In der Zwischenzeit war ihre Mutter gestorben. Sie lebte nun ganz allein.

aus: Charles Ferdinand Ramuz, Pastorale, Erzählungen. Limmat Verlag, Zürich 1994, (Die Närrin im Narrengewand, S. 413 f.).

Robert Nef

Gotthelf – zwischen Zeitgeist und Aktualität

Jubiläumsjahre sind ein Anlass, um über die Frage nachzudenken, was an einem Lebenswerk «bleibendes Gut» ist, Lesestoff, der auch ausserhalb eines engeren Kreises von Spezialisten und Liebhabern noch auf ein Interesse stösst, das mehr als literaturhistorische oder heimatkundliche Reminiszenz, unbeliebte Pflichtlektüre und Prüfungsstoff ist.

Als typischer Schweizer Dichter hat sich *Gotthelf* aktiv mit den Fragen seiner Zeit auseinandergesetzt, und es war gewiss nicht sein Lebensziel und auch nicht seine künstlerische Ambition, in erster Linie «grosse Literatur» zu schaffen, um von Kritikern Lob und Preise zu bekommen und in Literaturgeschichten auch nach Jahrhunderten als «Geheimtip» und als «wortgewaltiger Dichter» gefeiert zu werden. *Gotthelf* wollte Volksschriftsteller sein, heute würde man sagen: Bestsellerautor. Sein Motiv der Schriftstellerei war nach eigenen Aussagen kein literarisch ästhetisches, sondern ein ethisch-pädagogisches – aber wer kennt schon seine eigenen, innersten Motive? Literatur war für ihn ein Spiegel, und dieser Spiegel sollte die Gespiegelten zur Umkehr und zur Besserung führen. *Friedrich Seebass* bezeichnet *Gotthelf* in seiner Lebens- und Werkgeschichte (Giessen 1954) zu Recht als *«Pfarrer, Volkserzieher und Dichter»*.

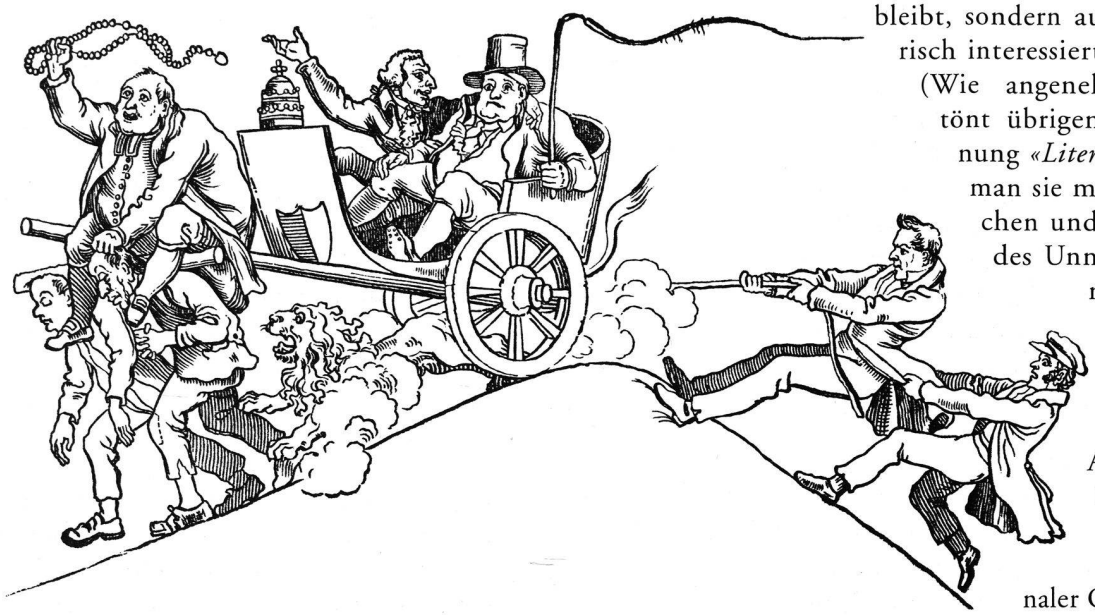
«So wird durch das Zentralisieren wahrhaft nichts gewonnen, im Gegenteil, das Übel wird viel schlimmer gemacht.»

Anschauung und bahnbrechende Wahrheit

Zu jener in der Schweizer Literaturkritik immer wieder auftauchenden Frage, wie politisch und wie pädagogisch oder gar «emanzipatorisch» Literatur sein müsse oder dürfe, oder – in der Sprache des 19. Jahrhunderts – die Frage nach dem Vorrang unter dem Wahren, Schönen und Guten, finden sich in einem Brief *Gotthelfs* an den Leiter des Norddeutschen Volksschriftenvereins die folgenden aufschlussreichen und hochaktuellen Bemerkungen: *«Das Volk isst die Wahrheit nicht mit Löffeln»*. Ein Volksschriftsteller *«muss das Leben, welches er beschreiben will, kennen aus eigener Anschauung, sonst mischt er die Farben schlecht, und das Volk mag ihn nicht, spottet über ihn; die Wahrheit ist's, welche der Wahrheit Bahn bricht.»* Diese Wahrheit müsse aus der Anschauung hervorgehen und *«getaucht werden in den allenthalben vorhandenen Volkshumor»*. *«Das Volk will lachen und weinen»*, wusste *Gotthelf* schon vor dem Zeitalter der Massenmedien, in dem Begräbnisse zum globalen Gassenfeger werden. *«Alles, was ins Volksleben hineinscheint, muss in Volksschriften vorkommen: Pfarrer, Arzt, Lehrer, Regent usw., und zwar nicht bloss gerühmt, denn das wäre unwahr, wie sie eben sind und nicht sein sollten. Das Volk ärgert sich an nichts mehr, als wenn es immer und immer als einzig zu heilendes Glied dargestellt wird, die Repräsentanten der anderen Stände aber ihm zum Muster gegeben werden als Trugbilder. Das Volk fühlt dieses Unrecht scharf und verliert das Zutrauen zum Buch und zum Schriftsteller.»*

Gottfried Kellers Nachruf

In seinem Nachruf auf *Jeremias Gotthelf* (1854) hat *Gottfried Keller* in subtilster Weise Abschied, persönliche Würdigung, Anerkennung, dosierte Bewunderung und – in und zwischen den Zeilen – unübersehbar auch persönliche Abgrenzung und Kritik verbunden. *Keller* nennt *Gotthelf* zwar ein grosses episches Genie, der für die Literaturmenschen ein bleibendes Gut darbietet, von dem man freudig sagen dürfe, *«dass wir daran ein ganz solides und wertvolles Vermögen besitzen zur Erbauung und Belehrung»*, eine lebendige Predigt von dem *«was wir tun und lassen sollen.»* Damit ordnet *Keller* seinen Zeitgenossen unverkennbar der religiösen und volkserzieherischen Erbauungsliteratur zu, wobei



Luzerner Staatswagen. Karikatur von Martin Disteli (Datum unbekannt).

er den hohen literarischen Rang durchaus anerkennt. Er schreibt allerdings auch von der *«zweckmässigen Anwendung und Übertragung»,* welche aus seiner Sicht früher oder später erlaubt sein müsse und die er offenbar für notwendig hält, damit *Gotthelf* auch ausserhalb seines Dialektgebietes, d.h. auch ausserhalb der Schweiz *«eine reiche Quelle immer neuen Vergnügens»* werden könne, eine Bemerkung, welche das *«epische Genie»,* das *Keller* immerhin *«an die Dichter anderer Jahrtausende erinnert»,* dann doch wieder in einen eher regionalen Rahmen stellt.

Wenn es im eidgenössischen Jubiläumsjahr darum gehen wird, dem politischen Gründergeist von 1848 nachzuspüren, so wird man unweigerlich damit konfrontiert werden, dass es im Sonderbundskrieg nicht nur den Graben zwischen den Katholisch-Konservativen auf der einen Seite und bundesstaatlich gesinnten Liberalen auf der andern Seite gab, sondern dass es später auch den heute gern unterschätzten Gegensatz von Radikalen und Liberalen zu überbrücken galt, eben jenen Gegensatz, für den die Namen *Keller* und *Gotthelf* stehen. *Keller,* der *Gotthelf* um mehr als dreissig Jahre überlebte, fühlte sich in den fünfziger Jahren zu Recht auf der Seite der Sieger. Er triumphiert nicht, er anerkennt seinen politisch-ideologischen Widerpart und würdigt ihn als *«Literaturmensch»* jenseits religiöser und politischer Kriterien, und schafft damit ein vermittelndes und verbindendes nationales Dokument, das nicht nur für Literaturmenschen lesenswert bleibt, sondern auch für den literarisch interessierten *homo politicus.* (Wie angenehm selbstironisch tönt übrigens *Kellers* Bezeichnung *«Literaturmensch»,* wenn man sie mit dem heute üblichen und dem Wörterbuch des Unmenschen entstammenden anmassenden Begriff des «Kulturschaffenden» vergleicht...)

Am Anfang unseres Bundesstaats steht nicht ein einheitlicher nationaler Gründermythos und auch nicht der Sieg der fortschrittlichen Mehrheit über die reaktionäre Minderheit, sondern ein vielfältiges Geflecht überlappender und überschneidender politischer und religiöser Bekenntnisse auf dem Hintergrund unterschiedlicher historischer und persönlicher Erfahrungen. Vielleicht besteht das Wesentliche am eidgenössischen Gründergeist gerade darin, dass er auf dem notwendigen Minimum an gegenseitigem Geltenlassen beruht und auf der Bereitschaft zum genossenschaftlichen Geschäftemachen, dass sich aber der «Eid» auf das minimal notwendige Gemeinsame bezieht, eine Grundlage, welche für eine Gebietskörperschaft durchaus zukunftstauglich ist. Wer den jungen Bundesstaat als homogenen Einparteienstaat jener siegreichen radikalen Mehrheit charakterisiert, die den von *Gotthelf* so verabscheuten Zeitgeist verkörperte, übersieht wohl, wie wenig allgemeinverbindliche bundesrechtliche Normen es gab und wie klein die ideelle und die fiskalische Staatsquote war, mit welcher der Dichter haderte.

Keller anerkennt seinen politisch-ideologischen Widerpart und würdigt ihn als «Literaturmensch» jenseits religiöser und politischer Kriterien.

Hadern mit dem modernen Staat

Man staunt heute, wie *Gotthelf* den verderblichen Keim einer erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts bankrott gehenden Sozialpolitik bereits im Anfangsstadium erkannt und entlarvt hat. Er spricht zwar – für den heutigen Sprachgebrauch verwirrend – vom Übel des *«Rechtsstaats»,* meint aber die im Effekt so asozialen Institutionen des zwangsweise und anonym umvertei-

lenden Wohlfahrtsstaates. Hatte der Pfarrer, Volkserzieher und Dichter prophetische Gaben? Oder hat im Wechselspiel ideologischer Standpunkte einfach wieder einmal das Reaktionäre Konjunktur?

Die Beurteilung dessen, was auf längere Sicht fortschrittlich bzw. zukunftstauglich ist und was rückschrittlich und reaktionär, kann nie definitiv sein. Im «Gotthelf-Jahr» darf und soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Kritik des liberalen Wertkonservativen *Gotthelf* am damaligen staats-, fortschritts-, demokratie- und machbarkeitsgläubigen politischen Radikalismus heute von zunehmender Aktualität ist und vor allem auch bei Kritikern des sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaats Beachtung verdient. (Vgl. dazu auch den Beitrag von *Werner Stauffacher* in diesem Heft S. 19 ff.)

Wenn nun abschliessend eine zentrale Passage aus der «Armennot» (Zürich und Frauenfeld 1840, 3. Kapitel) wiedergegeben wird, so hat dies nicht in erster Linie politisch-ideologische Motive. Es soll damit ein Beitrag geleistet werden zur Beantwortung der Frage nach der bleibenden Aktualität von ethisch und politisch engagierter Literatur. Ist es die «ewige Wiederkunft» von widersprüchlichen Standpunkten, welche das jeweilige Interesse der einen an einer andern Zeit phasenweise immer wieder neu hervorruft und dann wieder erlahmen lässt – ein Zyklus der Grundwerte im jeweiligen Zeitgeist? Ist es die Relativität von «links» im Sinne von oppositionell und veränderungswillig und «rechts» im Sinn von status-quo-orientiert und bewahrungswillig? Liegen plötzlich irgendwelche literarische «Altherren» mit ihren politischen Meinungen wieder richtig, oder ist es das latente Rechthaben derjenigen, die als Minderheit wider den Zeitgeist waren und sind? Nichts von alledem.

Die Beurteilung dessen, was auf längere Sicht fortschrittlich bzw. zukunftstauglich ist und was rückschrittlich und reaktionär, kann nie definitiv sein.

Realismus als Garant der Aktualität

Was *Gotthelf* als Geheimnis des literarischen Erfolgs vor Zeitgenossen erfasst und beschrieben hat, ist auch das Geheimnis seiner bleibenden Aktualität. Es ist sein Realismus, der darauf baut, dass die Wahrheit der Wahrheit Bahn bricht und seine an *Pestalozzi* geschulte Überzeugung, dass diese Wahrheit *«aus der Anschauung hervorgeht»*. Seine Beobachtungsgabe verbindet Geduld mit Schonungslosigkeit, die das Volk geisselt, aber – so *Gotthelf* im bereits erwähnten Brief – *«nicht aus Bosheit, sondern aus innigem Erbarmen»*. Es ist das auf Erfahrung abgestützte «Prinzip Sympathie», das wir in andern Ausprägungen auch bei *Adam Smith* und bei *Arthur Schopenhauer* antreffen. Ein so radikaler Beobachter wird eben hinter dem Zeitgeist und dem Menschlichen und Allzumenschlichen seiner Zeit immer auch auf jenen Ur- und Grundstoff stossen, *«wie er dem Menschengeschlechte angeboren und nicht angeschustert ist»* (so *Keller* im bereits zitierten Nachruf). Und wenn *Gotthelf* diesen anthropologischen Grundstoff beschreibt, und zwar sehr minutiös und realitätsgetreu, dann ist dies zeitloser als alle zeitgeistliche Moral, welche damit noch verbunden wird. Diese Belehrung und Erbauung betrifft nämlich meist auch die Situation bestimmter Betroffener und Beteiligter jener Zeit; sie sind, wie man heute gerne und oft vorschnell sagt «nicht unser Problem.» Unser Problem sind aber jene menschlichen Verhaltensweisen, welche keine noch so sorgfältig auf empirische Daten abgestützte soziopolitische und politökonomische Verhaltensforschung anschaulicher und schonungsloser beschreiben könnte, Verhaltensweisen, die sich leider – wenn überhaupt – nur ausserordentlich langsam verändern. In solchen unscheinbaren und unliterarischen Passagen findet sich *«Wahrheit, welche der Wahrheit Bahn bricht»*. Aus diesen Erfahrungen lassen sich auch wertvolle Schlüsse für die Lösung heutiger Probleme ziehen, Probleme, von denen der Pfarrer und Volkserzieher nichts wissen konnte, die aber der Dichter scharf beobachtend und genau beschreibend erfasste und damit einen bleibenden Beitrag zu deren Lösung schuf.

Die kleine Schrift «Armennot» beantwortet die Frage «Wer hilft?» mit der Beschreibung konkreter Hilfswerke, die aus privater Initiative entstanden sind und an deren Gründung *Gotthelf* selbst massgeblich beteiligt war. Vielleicht kann man als Literaturmensch nur das so genau und allgemeingültig beschreiben, was man als schaffender Mensch aktiv miterlebt und mitgestaltet hat und aus eigener Anschauung kennt. ✦

Hilfe in der Not

«Wenn die Gemeindsbehörden als Armenpfleger das Geld nicht mehr direkt aus dem eigenen Sacke zu nehmen haben, sondern aus der Staatskasse beziehen, so wird nicht nur im Allgemeinen eine weit grössere Sorglosigkeit eintreten, als bis dahin bereits war, obgleich es das eigene Geld kostete, sondern es wird bestimmt manche Gemeinde express und absichtlich viel reichlicher spenden, als bis dahin, und nutzlos, nur damit sie nicht zu kurz komme im Beziehen, und die und jene Gemeinde nicht mehr erhalte. Sie rechnen nicht, dass ihr eigen Geld mit dabei ist. Da kann man von Bern aus» [heute müsste man «Brüssel» sagen Anm. R. N.] lange machen wollen und Gesetze machen, da fehlt die Handhabung und administrative Kunst. Ich will es aufrichtig sagen. Die Gemeinden scheinen mir nicht im Stande, hier recht zu walten; die Vergangenheit lehrt es. Gemeinden als Gemeinden haben kein Herz im Leibe. Wo sie das Geld eintreiben müssen zu ihren Liebeswerken, da war Widerwillen; wo sie es vorliegend fanden als Gabe alter Liebe Verstorbener, da wurde es den Enkeln unmöglich, die alte Wärme in die Gabe zu bringen. Was Liebe gestiftet, teilte Gleichgültigkeit aus; es wird als Recht gefordert, in kühler Pflichterfüllung gegeben. In den einen Gemeinden war zu viel Unverstand, in andern zuviel Berechnung; in den einen eine grässliche Rücksichtslosigkeit, in andern eine grässliche Rücksichtlichkeit; in den einen zu viel Lasten, welche die Liebe lähmten, in andern zu viel Geld, welches Hochmut gebiert und den Geiz und die Unverschämtheit, jedenfalls nicht den Verstand gibt, wenn man sonst keinen hat. So wurde viel gegeben, aber der Gabe nicht nachgesehen, es war kein Segen dabei; je mehr man gab, desto mehr Arme forderten desto unverschämter. In jedem Gemeinderat ist eine Minorität, welche das Bessere möchte: aber sie vermag sich selten Bahn zu machen. Es ist merkwürdig, wie der Eigennutz und die Dummheit viel kühner und aufbegehrerischer sind, als die bessere Einsicht und der bessere Wille. Mit aller möglichen Energie schlägt der Unvernünftige, der seinen Vorteil sucht, oder Vorurteilen frönt, auf den Tisch, donnert, dass die Wände krachen, wenn er Widerstand findet und intrigiert und spielt unter dem Hütli, bis er seinen Willen durchgesetzt, die Mehrheit auf seiner Seite hat. Während der bessere meint, die gute Sache sollte eigentlich selbst siegen, wenig nachläuft, wenig ansetzt, sich aber am Ende doch nicht ganz unwert machen will, sich mit dem Spruch zur Ruhe legt: nun in Gottes Namen, ich habe ihnen meine Meinung gesagt: wenn sie nicht wollen, so können sie es sein lassen; ich kann nicht helfen. Überhaupt fürchtet man sich gar leicht und nicht nur vor einander, sondern gar leicht auch vor unverschämten Armen; man gibt ihnen, um ihrer los zu sein, weil man keine Kraft hat, sich vor ihnen sicher zu stellen. Auch herrscht bei einer Menge Magnaten zu Stadt und zu Land ein fürchterlicher Kastengeist, auf den ich später zurückkomme: der will gar nicht, dass der nicht mehr arm bleibe, selbständig werde. Der Arme soll arm bleiben, aber nichts kosten; so meinen viele dieser Toren.

Es wäre, wie viel Geld man auch den Gemeinden geben würde, rein unmöglich, sie dahin zu bringen, dass sie vereint die Hand an die Wurzel des Übels legen. Es nähme mich Wunder, woher man einen Gesetzesredaktor berufen wollte, um Gemeinden durch Gesetze dahin zu bringen, mit vereintem Willen das Übel anzugreifen (...)

So wird durch das Zentralisieren wahrhaft nichts gewonnen, im Gegenteil, das Übel wird viel schlimmer gemacht; ich will nicht einmal England zu Hilfe rufen, um dieses zu beweisen. Aber auch die Gemeinden als solche können von sich aus dieses Übel nicht hemmen, nicht abwenden; sie sind in diesem Augenblick wirklich in trostloser Lage. Über dem Kopf wächst ihnen das Übel, der Boden weicht unter ihren Füssen, sie schreien nach Hilfe, und Andere schreien über die Gemeinden, und die Dritten ins Blaue hinein – so schreit Alles – und wer hilft?»

Bei dem vorstehenden Ausschnitt aus «Die Armennot» handelt es sich um einen Auszug aus dem dritten Kapitel der Erstausgabe: Jeremias Gotthelf, «Die Armennoth», Zürich und Frauenfeld, Druck und Verlag von Ch. Behel, 1840. Orthographie und Zeichensetzung wurden von R. Nef behutsam modernisiert.

Michael Wirth

Gotthelf im Gurnigel

Nur vom Hörensagen, ohne selbst die Erfahrung eines Badbesuchs zuvor gemacht zu haben, denkt Jeremias Gotthelf nichts Gutes vom Gurnigel, jenem Bad im Berner Oberland, das im 19. Jahrhundert seine Blütezeit erlebt. Das Bad ist in Gotthelfs Augen derjenige Ort in der Gesellschaft, in dem sich die Menschen gerne täuschen lassen: Hier macht der Schein das Sein.

Mit der ihm eigenen Ironie lässt *Gotthelf* kein gutes Haar am Snobismus im Gurnigel:

«Spazierende Herren lachten ungeniert», heisst es im 1846 erschienenen Roman «Uli der Knecht» *«und einige mit Schnäuzen stützen sich mit beiden Händen, wenn nicht die eine den Schnauz drehte, auf ihre Stöcke, hielten sich schön gerade, liessen ihre Äugelein zu Zeiten martialisch zwitzern, beugten ihre steifen Oberleiber einander seitwärts zu und machten unter schallendem Gelächter ihre deutschen, welschen und holländischen Bemerkungen.»*

Kein Wunder, dass die Glunggenbäuerin ihrer eitlen und launischen Tochter Elisi den Zukünftigen gerade dort angeln will. Und Elisi ist ganz überwältigt von der Schönheit der Männer, vor allem von solchen mit «Schnäuzen»:

«Sövil schön Herre hätte es syr Lebtig no nie gseh, die gingen so graduf, dr Tüfel chönnt se nit chrümme: es glaub, mi chönnt se am ene Bey graduse ha, es miech kene kes Gleich.»

Tatsächlich heiratet Elisi nicht den bodenständigen Uli, sondern einen Baumwollhändler aus der Stadt, den sie im Gurnigel kennengelernt hat. Der stellt sich jedoch als Bankrotteur heraus; die Ehe wird unglücklich, was dazu beiträgt, den elterlichen Hof zu ruinieren.

Gotthelf schert sich nicht um die weltweit anerkannten Heilerfolge des Gurnigels. Dass die Dichtung seines Romans von der Realität eingeholt wird und *Gotthelf* den verhassten Ort 1853 dann doch zur Kur besucht, mag kaum verständlich sein und gehört zu den vielen Widersprüchlichkeiten eines Dichterlebens. Wahrscheinlich hat der an Wassersucht und Herzinsuffizienz Leidende selbst keinen anderen Ausweg mehr als eine Kur gesehen. Doch scheint er dem Rat seines Arztes Dr. *Maret* und seiner Familie nur unter der Bedingung gefolgt zu sein, dass er ins Gurnigelbad – und nur dorthin – gehen dürfe.

Fehlentscheidung des Arztes

Vom medizinischen Standpunkt aus war dies aber eine Fehlentscheidung. Gerade bei Herzinsuffizienz schadete das schwere Gurnigelwasser mehr, als dass es half. Selbst im überschwenglichen, von keinen Einschränkungen geprägten Prospekt, der die laxierende Wirkung des Wassers auf Magen, Milz, Migräne, Nieren und Kreuzweh lobt, *«wann es morgens nüchtern getrunken wird, mit einer regulirten Diät»*, war von Herzkrankheiten nicht die Rede. Und dies nicht von ungefähr: Die alten Schriften berichten von abschreckenden Erfahrungen. Mancher Herzleidende, der sich von einer Wunderkur im Gurnigelbad Besserung oder Heilung verspricht, stirbt schon in den ersten Tagen. Der Sarg wird in der Nacht möglichst unauffällig, um das fröhliche Ambiente nicht zu stören, ins Tal hinabgeschafft. Als gelte es den Teufel mit dem Belzebub auszutreiben, erlebt *Gotthelf* denn auch die Hölle auf Erden.

«Es liegt mir schauderhaft in den Beinen, bin schnägig, das ist kein angenehm Bergauf gehen, ... obschon ich um vier Uhr mit dem Wasser anfange und heute acht Gläser getrunken habe», schreibt er schon nach wenigen Tagen an seine Familie, die *Gotthelfs* Klagen nicht ernst nimmt. Man weiss, die überall gerühmte Reizwirkung des Wassers hat auch eine Kehrseite: Sie

Literatur:
Carl und Käti Müller Jost, Jeremias Gotthelfs Konstitution und Krankheit, Bern, München 1979.

vermehrt verborgene chronische Entzündungen ausserordentlich. Allein schon die Trinkkur – acht Gläser um vier Uhr morgens – ist für *Gotthelfs* bereits mit Wasser aufgeschwemmten Körper eine unverantwortliche Belastung. Dass er die Rosskur übersteht, grenzt an ein Wunder.

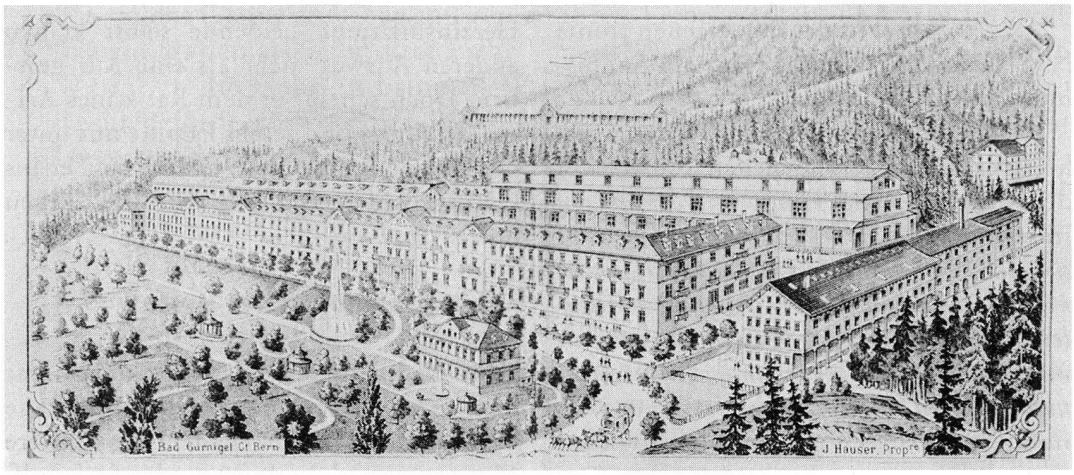
Gurnigel – Das kleinere Übel?

Wie ist es wohl zu dieser kontraindizierten Kur gekommen? *Gotthelf* hatte Angst, seine Familie für lange Zeit verlassen zu müssen, und die Vorstellung, dass der Gurnigel nicht allzuweit entfernt von Lützelflüh liege, beruhigte ihn. Dr. *Maret* schliesslich lässt ihn fahren, wohl, weil er schon froh ist, dass *Gotthelf* für einmal wenigstens drei Wochen seinen Schreibtisch nicht sieht. Tatsächlich langweilt sich der Pfarrer, wie es der geistig immer neue Herausforderungen suchende Mann wohl noch nie in seinem Leben getan hat. Die feine Welt gefällt ihm nicht, der Kontakt mit den Menschen aus der Stadt stellt sich nicht so einfach her. Da ist er froh, dass sein Berliner Verleger *Springer* ihn wegen der ersten Gesamtausgabe seines Werks auf Trab hält. *Gotthelfs* Frau *Henriette* ist ihm eine grosse Stütze. Trotz der vielen Erntearbeiten sieht sie die Korrekturbögen durch und berichtet laufend, was abgeschickt, was angekommen ist. Als spüre *Gotthelf*, dass er nicht mehr lange zu leben habe, freut er sich über das zu erwartende Honorar. Das Studium seines Sohnes, die zweijährige Welschlandausbildung seiner beiden Töchter werden viel Geld kosten, das ein einfacher Landpfarrer nicht so einfach aufbringt, eine Witwe erst recht nicht.

Als *Gotthelf* nach Hause kommt, hat sich sein Gesundheitszustand stark verschlechtert. Der Atem ist kürzer denn je, Husten und starke Herzbeklemmungen stellen sich immer häufiger ein, sein Kropf sorgt für Sprechbeschwerden. Doch er schont sich nicht. Sonntag für Sonntag zeigt er sich seiner Gemeinde auf der Kanzel. Obwohl er kaum noch gehen kann – das Wasser hat seine Füsse derart anschwellen lassen, dass er zu jeder Stunde Pantoffel tragen muss –, vermag er seinen Zustand zu ertragen; einmal mehr dank seiner Ironie, die es ihm erlaubt, sich selbst nicht so ernst zu nehmen und sein Schicksal mit Humor zu ertragen. In einem seiner Briefe, in dem er Rückblick auf die Gurnigel-Zeit hält, heisst es:

«Der Gurnigel ist sehr angreifend: die einen fasst er am Kopf, die andern an den Beinen, mich eben an den letztern. Jetzt wären sie wieder gut, und ich wollt nur zu gern herum mich treiben, wenn nur das Wetter nicht so herzlich schlecht wäre.»

Tatsächlich aber hat der Aufenthalt im Gurnigel dem Tod die Türe ein weiteres Stück geöffnet. Nur ein gutes Jahr später stirbt *Gotthelf* am 22. Oktober 1854 in Lützelflüh. ✦



Bad Gurnigel um 1880. Lithographie; Künstler und genaues Datum unbekannt.

Peter Niederhauser
wurde 1939 in Hochdorf LU geboren, wo er auch aufgewachsen ist. Nach Maturität und Buchhändlerausbildung studierte er Volkskunde, Geschichte und deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Zürich. Anschliessend war er als Bibliothekar und Dokumentar in Verwaltung und Industrie tätig. 1975 erwarb er das Diplom der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare (BBS), und seit 1985 ist er Bibliothekar am Lehrerseminar Liestal.

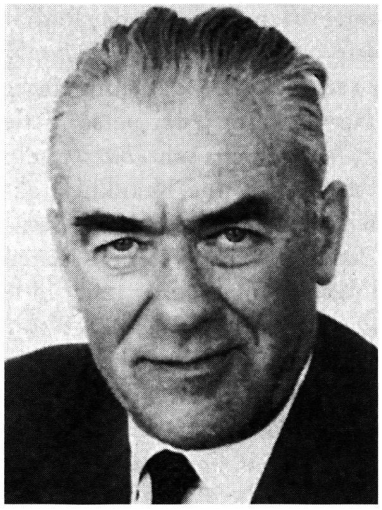
«Fassen»

Der Radiostreit um Jeremias Gotthelf 1954

Im Gotthelf-Jahr 1954 war der Literaturwissenschafter Walter Muschg nicht nur gefragter Redner, sondern leistete mit seiner Kritik an den damals populären Gotthelf-Radiohörfolgen einen Beitrag besonderer Art. Die Auseinandersetzung war von kaum gekannter Schärfe und liess die emotionalen Wogen hochgehen.

In den vierziger und fünfziger Jahren strahlte Radio Bern *Gotthelf*-Bearbeitungen, zumeist Dramatisierungen seiner Erzähltexte, von *Ernst Balzli* aus («Uli der Knecht», «Uli der Pächter», «Anne Bäbi Jowäger»). Die Hörspielreihen waren populär und beliebt. Die Politik der hohen Einschaltquote – das Fernsehen war erst im Kommen – konnte einen ihrer frühen Erfolge feiern. Die Freude blieb aber nicht ungetrübt. Im Spätjahr 1953 meldete der Langnauer Lehrer *Hans Schmocker* Kritik an. In der «Berner Lehrerzeitung» wandte er sich gegen die Sendungen mit drei Argumenten. *Erstens:* Die Übertragung in die Berner Mundart sei eine Verfälschung des Originaltextes (*Gotthelfs* eigene Prägung aus Hochsprache und Mundart) und eine unzulässige Popularisierung. *Zweitens: Gotthelf* habe als Künstler seinem Werk die gültige Form gegeben. Dramatisierung des originalen Erzähltextes sei unstatthaft, und *drittens: Balzli* habe Kürzungen und Akzentverschiebungen vorgenommen. Diese Kritik bekam Gewicht und Breitenwirkung, als der Basler Ordinarius *Walter Muschg* die Kritikpunkte wiederholte, mit Beispielen belegte und weitere Bedenken erhob. In einem heftigen Plädoyer wies er auf *Gotthelfs* einzigartige Epik hin und auf das unselige Wirken zahlreicher Bearbeiter, auch auf jenes von *Balzli.* Seine Kritik wurde Gegenstand eines Radiogspräches «am runden Tisch» im Herbst 1954, an dem sich *Ernst Balzli* und *Georg Thürer* für, *Walter Muschg* und *Hans Schmocker* gegen die Sendungen aussprachen. Unbefriedigt über das Gespräch und dessen Wirkung liess *Walter Muschg* die Schrift «Gotthelf und das Radio» folgen. Darin reagierte er auf Leserbriefe und legte nochmals die Gründe für seine ablehnende Haltung dar. Die Kontroverse fand ihren Abschluss durch die Stellungnahme einiger Persönlichkeiten, die sich in der «Neuen Schweizer Rundschau» mehrheitlich hinter *Muschg* stellten.

Walter Muschg, 1898–1965



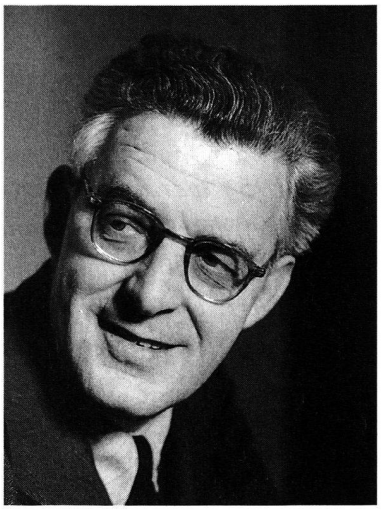
Literatur und Öffentlichkeit

Zunächst war die Auseinandersetzung ein Literaturstreit, ausgefochten unter Literaturvermittlern mit der fast religiösen Sorge um die rechte Auslegung. Am Beispiel von *Gotthelf* wurde das Verhältnis von Original und Bearbeitung diskutiert, eine heute kaum mehr nachvollziehbare Debatte, angesichts der bedenkenlosen Plünderung literarischer Werke bei der Suche nach verwendbaren Plots. Man mag *Muschg* dankbar sein, dass er sich schon damals, nicht zuletzt als *Gotthelf*-Herausgeber, diesem Trend entgegenstellte. Ein gewisser Purismus war allerdings in seiner damaligen Intervention unverkennbar, denn immerhin kann die Rezeption eines zur Verbreitung bestimmten literarischen Werkes so intensiv sein, dass das Werk Anlass für Bearbeitung oder Neuschöpfung wird. Aus der Optik des Radios und der grossen Hörergemeinde war *Balzlis* Dramatisierung gut. Schlechter schnitt *Balzli* ab bei der Frage, ob es gelang, Leute zu *Gotthelfs* Büchern *«hinzuführen»,* was *Balzlis* erklärtes Ziel war. – Grundsätzlich ist zu begrüssen, dass Literatur durch den Streit öffentliche Sache wurde und dass durch *Muschgs* Kritik der literarische Rang des einzigartigen Schriftstellers herausgestellt wurde.

Wie sollte *Gotthelf* am Radio verbreitet werden? Den Geist des Werkes über den Äther bringen, unabhängig von der Form, das wollte *Ernst Balzli.* Demgegenüber bestand *Muschg* auf der Einheit von Inhalt und Form eines Kunstwerkes: Diese dürfe nicht beliebig auseinanderdividiert werden. Das Radio habe ein Zerrbild von *Gotthelf* vermittelt, ihn als *«Meister sackgrober Gemütlichkeit und Spassmacher im Stil der Ländlermusik»* vorgestellt. Polterszenen hätten von Wesentlichem abgelenkt, modernste Technik habe im Dienst geistiger Rückständigkeit gestanden.

Muschgs Kritik war aber nicht grundsätzlich gegen das Radio gerichtet. Im Gegenteil: *Gotthelf* habe sich an alle Menschen gewandt, an alle gesellschaftlichen Klassen, das Radio sei durchaus ein geeignetes Medium, sein Werk zu verbreiten. Allerdings nicht durch Dramatisierung, sondern durch Vorlesen aus dem Werk. *Muschg* nannte den hervorragenden Vorleser *Adolf Bähler,* dem zuzuhören eine Freude sei.

Was als Literaturstreit begann, kam in die Fänge des Massenmediums Radio. In Anlehnung an *Ortega y Gassets* Theorie des Massenmenschen deutete der damalige Feuilleton-Chef der NZZ, *Werner Weber,* das Geschehen als soziales Symptom. Die Ausweitung in die breite Öffentlichkeit machte aus der Fachdiskussion eine Debatte, bei der jedefrau und jedermann, kompetent oder nicht, als Experte intervenieren konnte. Insofern war die Radiodiskussion eine Vorläufersendung einschlägiger TV-Sendungen; die interaktive Kommunikation spielte allerdings noch nicht direkt, sondern via Hörerbriefreaktionen. Nach der Radiodiskussion war *Muschg* Adressat unzähliger Hörerbriefe, auch von massiven Schmähbriefen. Ein Vorwurf lautete, *Muschg* reisse einen Graben auf zwischen Volk und Universität, mache aus *Gotthelf* einen toten Forschungsgegenstand, während das Volk *Gotthelf* liebe. Der Berner Literaturprofessor *Fritz Strich* wies demgegenüber darauf hin, dass *Muschgs* Arbeit ihren Antrieb in der Liebe zu *Gotthelf* finde. Befürworter der Sendungen waren mit *Kurt Guggisberg* und *Georg Thürer* auch Universitätsprofessoren.



Ernst Balzli (1902–1959)
© Burgerbibliothek Bern

Ein Vorwurf lautete, Muschg reisse einen Graben auf zwischen Volk und Universität, mache aus Gotthelf einen toten Forschungsgegenstand, während das Volk Gotthelf liebe.

Emotionen

Im Blick auf die emotionale Seite der Auseinandersetzung drängt sich ein von *Gotthelf* oft gebrauchtes Wort ins Bewusstsein: *fassen.* Ein Beispiel steht im «Bauernspiegel». Der Grossvater hatte einem seiner Söhne heimlich den Hof zugeschanzt, ohne Wissen der anderen Geschwister. Als die Sache an den Tag kam, entwickelte sich in der Familie ein allgemeines Handgemenge. Irgendwann in der Beschreibung fällt der Satz *«... Grossvater wollte auch fassen...».* Das Kämpfertum gehörte zu *Gotthelf* und reichte bis in die taktile Lust des Zupackens.

Gotthelf trug einen Kampfplatz in sich, auf dem sich verschiedene Persönlichkeiten und Kräfte tummelten. *Peter von Matt* hat gezeigt, wie er der an Erlösung glaubende Pfarrer war und gleichzeitig der Künstler, der kompromisslos menschliche Bosheit darstellte, wie seine Figuren ein geradezu gespenstisches Eigenleben bekamen (NZZ 15./16. März 1997). Dass das Agonale bei *Gotthelf* auch in seiner Rezeption, etwa beim Radiostreit, zutage trat, erstaunt daher nicht.

Walter Muschgs Formulierkunst, die unversehens zum verbalen «Fassen», ja zur Waffe werden kann, war ganz seine Sache. *Gotthelf* habe zeit seines Lebens Anstoss erregt, schrieb *Muschg* einmal, man könne nicht über ihn schreiben, ohne selbst Anstoss zu erregen. Diesem Satz hat er auch nachgelebt.

Das «Fassen» kippte allerdings schliesslich ins Tragische. *Ernst Balzli* fühlte sich persönlich angegriffen, was er in der Radiodiskussion zur Sprache brachte. *Muschg* versicherte zwar glaubhaft, dass ihm einzig an *Gotthelf* lag und ihm jeder persönliche Angriff fern lag. Doch sah *Balzli* sein Lebenswerk zerstört. Seine Krankheit akzentuierte sich, und einige Nachrufe stellten einen Zusammenhang her zwischen seinem Tod und dem Radiostreit. Eine klare Deklaration, meinte *Werner Weber* damals, hätte entschärfend gewirkt. Die Hörfolgen hätten angeboten werden müssen als Werk *Balzlis,* geschaffen in freier Anlehnung an *Jeremias Gotthelf.* ✦